

LISIA BÜRGI, EVA KELLER (HG.)

Ausgeschlossen einflussreich

Handlungsspielräume
an den Rändern etablierter
Machtstrukturen

SCHWABE VERLAG



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 Schwabe Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel, Schweiz

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschliesslich seiner Teile darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet, vervielfältigt, zugänglich gemacht oder verbreitet werden.

Abbildung Umschlag: Leibundgut, Helga: Nationale Demonstration zum 8. März (Internationaler Tag der Frau), Fribourg, 1978 – Demonstrantinnen mit Pappfiguren «Laissez les vivre – je m'en occuperai», «Laissez venir à moi les petits enfants», Fotografie, Datenbank Bild+Ton, Schweizerisches Sozialarchiv (SozArch) F 5110-Fc-024.

Korrektorat: Ricarda Berthold, Freiburg i. Br.

Umschlaggestaltung: icona basel gmbh, Basel

Layout: icona basel gmbh, Basel

Satz: 3w+p, Rimpär

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Printausgabe 978-3-7965-4174-2

ISBN eBook (PDF) 978-3-7965-4175-9

DOI 10.24894/978-3-7965-4175-9

Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche. Zudem sind Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

rights@schwabe.ch

www.schwabe.ch

Inhalt

<i>Elena Mango</i> : Grusswort der Dekanin der Philosophisch-historischen Fakultät der Universität Bern	9
<i>Patricia Purtschert und Michèle Amacker</i> : Neue Räume schaffen: Brigitte Studer und das IZFG	11
<i>Fabienne Amlinger</i> : Festrede zur Abschiedsvorlesung von Prof. Dr. Brigitte Studer am 5. Dezember 2019	15
<i>Lisia Bürgi und Eva Keller</i> : Einleitung	19

1. Gemeinsam bewegen und verändern

<i>Caroline Arni</i> : Die Frauen, die Fabrik und die Mutter des Autors	27
<i>Matthias Ruoss und Regula Ludi</i> : Umdeuten und aneignen. Feministische Neucodierung der Freiwilligkeit in den 1970er- und 1980er-Jahren	35
<i>Carola Togni</i> : Un siècle d'engagement féministe pour les droits des chômeuses (1920–2000)	51
<i>Marc Perrenoud</i> : La Genève internationale, une ressource pour les féministes suisses? Effets et limites des impulsions internationales pour les combats des femmes suisses (1919–1939)	65
<i>Leo Grob</i> : Umkämpfte Deindustrialisierung. Streiks und Restrukturierungen bei Alusuisse in Italien um 1970	85

2. Individuelles Handeln und geteiltes Erfahren

<i>Gabriella Hauch</i> : Isa Strasser: Land ohne Schlaf (1970). Ein autobiografischer Roman über das Leben in Moskau in den 1920er-Jahren	105
---	-----

<i>Bernhard C. Schär</i> : Löchrige Quellen und lückenhafte Erzählungen. Wie Frau Silla in Borneo die Gründungsgeschichte der Schweiz trotzdem mitprägte	121
<i>Kristina Schulz</i> : Historische Kritik des Sorgens und Dienens. Oral History des Welschlandjahrs	145

3. Deuten und Erinnern

<i>André Holenstein</i> : Majorität, Minorität, Parität. Die Aushandlung des Landfriedens im Thurgau 1713	163
<i>Roman Rossfeld</i> : Schüsse auf dem Fraumünsterplatz. Der Landesstreik, Füsilier Vogel und das Handwerk des Historikers	191
<i>Regina Wecker</i> : Ist 1967 das wahre achtundsechzig? Gegenkultur, Hippie-Kultur und 68er-Bewegung	225
<i>Patrick Kury</i> : «Willkommenskulturen» im Kalten Krieg. Der Ludwigbericht und die Elastizität staatspolitischer Maximen	253
<i>Sacha Zala</i> : Die Konjunkturzyklen des Carl Lutz. Vom Gerechten unter den Völkern zum Feindbild der #BlackLivesMatter-Bewegung? ..	267
<i>Magali Delaloye et Sonja Matter</i> : Explorer l'histoire pour comprendre le présent. Regard sur le parcours de Brigitte Studer, chercheuse et enseignante	279
Schriften von Brigitte Studer	299
Autorinnen und Autoren	315
Tabula Gratulatoria	321

Historische Kritik des Sorgens und Dienens

Oral History des Welschlandjahrs

Kristina Schulz

Die praktische, rechtliche und finanzielle Reorganisation der Haus- und Pflegearbeit gehört zu den dringlichen Herausforderungen unserer Gegenwart. In der neoliberalen Gesellschaftsordnung des Spätkapitalismus mit ihren ambivalenten Ansprüchen an Frauen und Männer als «Arbeitskraftunternehmer» steht die Frage im Raum, wer künftig zu welchen Bedingungen den Haushalt und die Sorge um Andere – Stichwort: *Care* – übernehmen soll. Neben der Doppel- und Mehrfachbelastung von Frauen durch Erwerbs- und Sorgearbeit zählt die Care-Migration zu den zeitgenössischen Antworten auf das Schwinden traditioneller Solidargemeinschaften und den Rückbau sozialstaatlicher Leistungen. Es sind meist Frauen, die ihren Lebensmittelpunkt für einen kürzeren oder längeren Zeitraum verlagern und – oft undokumentiert und mit Blick auf Aufenthaltsrechte und soziale Sicherung prekär – in den reichen Ländern des globalen Nordens solche Tätigkeiten am Schnittpunkt von Sorgen und Dienens übernehmen.

Angesichts der gängigen Vorstellung, dass es sich um ein neues Phänomen handelt, erscheint es – im Sinne einer historischen Kritik des Tagesgeschehens – lohnenswert, sich zwei Umstände vor Augen zu führen: Erstens ist Care-Arbeit nicht erst seit dem späten 20. Jahrhundert geschlechtlich kodiert. Es geht um Tätigkeiten, die traditionell in den Verantwortungsbereich von Frauen fielen. Mit der Ausprägung bürgerlicher Geschlechterrollenmuster und der Trennung von Wohnen und Erwerb im 19. Jahrhundert verschwanden diese Tätigkeiten in die Verborgenheit des Privaten und blieben als «Arbeit aus Liebe» meist unbezahlt.¹ Über ihren materiellen Gegenwert war allerdings immer dann nachzudenken, wenn an andere delegiert wurde. Zweitens steht die Haus- und Fürsorgearbeit nicht erst in jüngster Zeit im

1 Bock/Duden 1977; vgl. auch Hausen 1976.

Zusammenhang mit Migration. Um gesellschaftlicher Enge, Armut und Unterdrückung zu entfliehen oder berufliche und kulturelle Chancen wahrzunehmen, sind Menschen schon immer migriert und gerade für Frauen waren dabei häusliche Dienste besonders wichtig.

Mit dem Ziel, Erfahrungen weiblicher Migration im Zeichen häuslicher Dienste in historischer Perspektive herauszuarbeiten, beschäftigt sich der Beitrag mit dem Welschlandjahr von jungen Deutschschweizerinnen. Diese Form weiblicher Binnenmigration erlebte nach 1945 und bis zu Beginn der 1980er-Jahre eine Hochphase. Das Welschlandjahr galt als Gelegenheit für junge Frauen, sich in einem Haushalt im französischsprachigen Landesteil aufzuhalten, «mit dem Ziel», so formuliert es das *Handbuch der schweizerischen Volkskultur*, «die eigenen Französischkenntnisse zu verbessern, in Privatfamilien im Haushalt mitzuarbeiten und Kinder zu betreuen».² Es handelt sich nicht um ein randständiges Phänomen. Mehr als jede zehnte Deutschschweizerin der Jahrgänge 1930 bis 1960 hat ein Jahr im Welschland verbracht.³ Was kennzeichnet die strukturelle Position derjenigen, die in häuslichen Diensten beschäftigt sind?

1. Sozialer Ausschluss und Entkopplung

In seinen Studien zur Geschichte der Lohnarbeit seit dem späten Mittelalter spricht der französische Soziologe Robert Castel von einer Zone der Verwundbarkeit, in der Unsicherheiten der Erwerbstätigkeit und die Brüchigkeit sozialer Beziehungen zusammenkommen. Armut und Bedürftigkeit werden so nicht nur in Begriffen der ökonomischen Stratifikation der Gesellschaft gefasst. Vielmehr bezieht Castel auch soziale Kohäsion und ihren Verlust mit ein, um sozialen Ausschluss und Entkopplung zu erklären. Castel definiert zwei Achsen der gesellschaftlichen Integration bzw. Nicht-Integration. Die

2 Gyr 1992, 119.

3 Naturgemäss sind genaue Zahlenangaben schwierig. Hess und Nadai schätzen, dass Anfang der 1980er-Jahre zwischen 10 und 20 Prozent der Mädchen ins Welschlandjahr gingen, vermutlich waren es in den vorherigen Jahrzehnten mehr (Hess/Nadai 1992, 176). Vereinzelt gab es Formen der Binnenmobilität auch in andere Landesteile, jedoch kommt dieser Spielart weder quantitativ noch diskursiv eine vergleichbare Bedeutung zu.

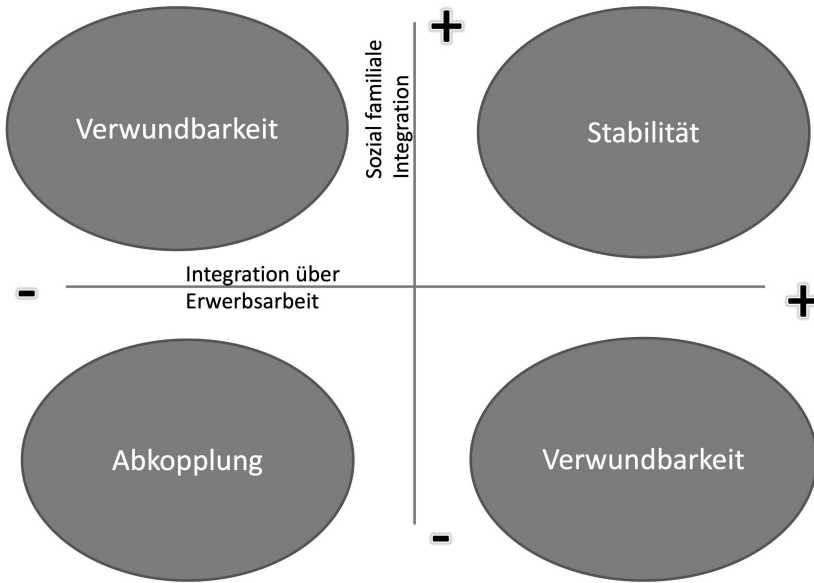


Abbildung 1: Zonen der Verwundbarkeit nach Castel, eigene Darstellung.

eine bezieht sich auf soziale Chancen und Schliessungen durch Erwerbsarbeit, die andere berücksichtigt den Grad sozial-familialer Soziabilität.

Damit entstehen Bereiche der Stabilität, in denen Beständigkeit in der Erwerbsarbeit und soziale Integration einhergehen. Davon unterschieden ist die Zone der Abkopplung. Sie ist durch den Verlust derjenigen sozialen Sicherheiten gekennzeichnet, vor denen Erwerbstätigkeit in der Regel schützt, sowie durch den Verlust eines solidarischen Netzwerks. Hier ist die integrative Funktion der Erwerbsarbeit und der solidarischen Netze gefährdet; ein Abgleiten in die Zone der Abkopplung hängt wie ein Damoklesschwert über den Betroffenen. In den Zwischenbereichen von Stabilität und Abkopplung entstehen Verwundbarkeitslagen.

Castels Kategorien stammen aus den 1990er-Jahren. Sein Interesse galt der Geschichte der sozialen Frage und dem neoliberalen Umbau des Sozialstaats; ein Wandel, der von verschiedenen Ausprägungen sozialer Ungleichheit begleitet wird. Im Zusammenhang mit der Frage nach den Erfahrungen von Welschlandgängerinnen könnte es sich als hilfreich erweisen, das Kon-

zept der Verwundbarkeit situativ zu verwenden. Entsprechend wäre davon auszugehen, dass bestimmte Lebenssituationen als verwundbar erfahren werden und dass zu dieser Befindlichkeit sowohl die materielle Deprivation als auch der Verlust sozialer Bindungen beitragen. Dies würde heissen, dass eine situative Verwundbarkeit das Welschlandjahr vieler junger Frauen prägte. Das Konzept der Verwundbarkeit ermöglicht zudem, den Durchhaltewillen der betroffenen Frauen als symbolische Gewalt zu deuten: Soziale Akteurinnen und Akteure, so Bourdieu, verinnerlichen gerade in Situationen der Verunsicherung einen Selbstzwang, sich an den herrschenden Werten zu orientieren.⁴ Schliesslich erlaubt die Frage nach Verwundbarkeit auch, über strukturelle Ähnlichkeiten zwischen der Situation von Welschlandgängerinnen der Nachkriegsdekaden und der von Care-MigrantInnen der Jahrtausendwende nachzudenken, ohne jedoch wesentliche Unterschiede in der sozialen Positionierung zu übersehen.

Machten junge Frauen im Welschlandjahr eine Erfahrung der Verwundbarkeit?⁵ Dieser Frage galt eine Reihe von Oral-History Interviews, die das Quellenmaterial darstellen, aus dem im Folgenden zitiert wird.⁶

2. Les «jeunes filles»: Erfahrungen der Verwundbarkeit

Das Welschlandjahr knüpfte an eine lange Tradition ausserhäuslicher Erziehungsaufenthalte an.⁷ Ein solcher Bildungstourismus war lange den jungen Männern der Oberschicht vorbehalten und diente vor allem der Vermittlung von Sprachkenntnissen der zukünftigen Führungseliten der Eidgenossenschaft. Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts war es üblich, Haushaltshilfen und DienstbotInnen für eine begrenzte Zeit in die Romandie zu schicken. In

4 Vgl. u. a. Schultheis 2008; Moebius/Wetterer 2011.

5 Zum Erfahrungsbegriff: Bos/Vincenz/Wirtz 2004.

6 Die Interviews wurden im Rahmen einer Lehrveranstaltung durchgeführt, die ich im Herbstsemester 2013 an der Universität Bern ausgerichtet habe. Ich danke den Studentinnen und Studenten für ihr weitreichendes Engagement, ohne das die vorliegenden Überlegungen nicht zustande gekommen wären. Zu den Grundlagen und den Erfahrungen der Oral History in der Hochschullehre vgl. Apel/Ort 2018.

7 Zur Geschichte des Welschlandjahrs vgl. Gyr 1987.

der Zwischenkriegszeit entwickelte sich die «Welschlandgängerei» zu einer Möglichkeit für junge Frauen aus der Unterschicht, sich auf neu entstandene weibliche Berufe mit Fremdsprachenanforderungen (Hotellerie, Gastronomie) sowie auf die Führung eines eigenen Haushalts vorzubereiten. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg galt das Welschlandjahr als Lebensschule für Frauen. Die breite soziale und historische Verankerung des Phänomens, eine umfangreiche Ratgeberliteratur mit paternalistischem Duktus⁸ sowie das regulative Eingreifen konfessioneller, staatlicher und berufsbildender Institutionen haben das Welschlandjahr im kulturellen Gedächtnis der Schweiz verankert. Dies geschah bis in die 1970er-Jahre in Gestalt eines an den klassischen Entwicklungsroman angelehnten Diskurses, der die positiven Folgen für die individuelle Selbstentfaltung, die Ausprägung «typisch weiblicher» Fähig- und Fertigkeiten und für die nationale Kohäsion herausstrich. Diese normative Aufladung machte es den individuellen Frauen schwer, ihre abweichenden oder heterogenen biografischen Erfahrungen zur Geltung zu bringen. Die Interviews sind also kritisch und «gegen den Strich» zu lesen.⁹

Inwiefern wurde das Welschlandjahr als Situation der Verwundbarkeit erfahren? Die Interviews offenbaren zwei Dimensionen einer oft als einschneidend beschriebenen Verunsicherung: die materielle Abhängigkeit der jungen Frauen einerseits, sowie andererseits die Abkopplung von Familie, Freundeskreis und der vertrauten Sprache. Die materielle Abhängigkeit von der Gastfamilie kommt in vielen Interviews zur Sprache. Vielfach erfolgte die Vergütung in Form von Kost und Logis, vorgesehen war allenfalls ein kleines Taschengeld. Diese für häusliche Dienste typische Form der Bezahlung engte den Radius der Welschlandgängerinnen ein. Eine Interviewpartnerin, die 1962 monatlich 80 SFr. Taschengeld erhielt, berichtet: «Ein Billet, wenn ich mal nach Hause wollte, hat mehr als 50 Franken gekostet. Da habe dann ich natürlich logischerweise sparen müssen, weil i- irgendwann hast du auch

8 Stellvertretend für andere: Schrag 1935; Maurer 1946; Schaeffer 1954; Hinzelmann 1956.

9 Zu geschlechtsspezifischen Implikationen der Oral History vgl. Armitage 2011.

noch eine Zahnpasta, irgendetwas gebraucht, oder Strümpfe, die du verrupft hast.»¹⁰

Die schlechte Entlohnung funktionierte als Platzanweiser und verstärkte die gesellschaftliche Distanz zur Aufenthaltsfamilie. In der Regel arbeiteten die Welschlandgängerinnen in Haushalten, die sozial bessergestellt waren. Eine Interviewpartnerin hat nicht vergessen, wie «Madame» ihr Schuhe und ein Täschchen kaufte, damit ihr *jeune fille* gut gekleidet mit ihrem Sohn unterwegs gewesen sei. (K.L.) Ob ihre Gastmutter ihr – es geht um das Jahr 1962 – im Haushalt etwas gezeigt habe, frage ich und erhalte als Antwort: «Sie hat mir dann [...] gesagt, wie machen, weil wir haben ja Zuhause noch keinen elektrischen Herd gehabt und keinen Backofen [...]. Die haben ein Badezimmer gehabt, wir haben Zuhause kein... wir haben auch kein warmes Wasser, wir haben nichts gehabt. Es ist einfach alles anders gewesen.» (C.N.) Zur materiellen Abhängigkeit kam die Erfahrung der sozialen Abkopplung. Wenngleich Französisch während der obligatorischen Schulzeit zum Fächerkanon gehörte, waren die praktischen Sprachkenntnisse schlecht. «Weisst Du», berichtet eine Welschlandgängerin, die unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg für ein Jahr in Cossonay (Waadt) war, «am Anfang ist das so mühsam, du kannst nicht fließend Französisch reden. Weil, es fehlen dir immer wieder Wörter oder Du sagst es falsch.» Der drohenden Isolation konnte man durch den Kontakt zu anderen Deutschschweizer Mädchen begegnen. Man traf sich, so oft es ging, mit anderen Volontärinnen. «Es hat hin und wieder gutgetan, dass man sich untereinander austauschen» konnte und «hed chönne d'Heimat gnissee». (H.R.)

Zum Gefühl der Isolation trugen die Aufenthaltsfamilien durchaus bei, indem sie oft den Kontakt zum Elternhaus und zu Bekannten erschwerten. So waren Telefonate selten und wurden kontrolliert. Auf meine Frage nach den Kontakten nach Hause vergegenwärtigt sich meine Interviewpartnerin folgende Situation: «Einmal habe ich – ganz frech – als Chefs fort gewesen sind, [...] nach Hause telefoniert, und bums, sind sie reingelaufen. Haben sie gesagt, was denn ich da tue, [...] habe ich ein Telefon abgenommen? dann

¹⁰ Sämtliche Interview(teil)transkripte sind unveröffentlicht und vollständig anonymisiert. Der Abdruck der Zitate wurde autorisiert.

habe ich gesagt, nein, habe nach Hause telefoniert, *was* denn mir einfallt [...] habe ich dann nicht mehr gemacht.» (C.N.)

Die Welschlandgängerinnen erfuhren Autonomie und Fremdbestimmung in einem ambivalenten Verhältnis. Dem oft engen Elternhaus entronnen, verfügten viele von ihnen während dieser Zeit zum ersten Mal über einen eigenen Raum, um sich zurückzuziehen. Gleichzeitig erlebten die *jeunes filles* Eingriffe in ihre Privatsphäre und in ihre Zeitautonomie. Während ihres Welschlandaufenthalts im Jahre 1958/1959 musste eine junge Frau zum Beispiel ihr Zimmer mit dem Sohn der Familie teilen; wenn Besuch da war, auch zum Schlafen: «Gespielt hat er in meinem Zimmer. Ja, das ist noch speziell gewesen, also [...] ich hab' eigentlich mein Zimmer gehabt und meinen Schrank, aber, äh, der Kleine der hat einfach, äh, das ist sein Spielzimmer gewesen und am Abend hat er dann im Esszimmer geschlafen.» (E.F.) Von den jungen Frauen wurde ein hohes Mass an Verfügbarkeit erwartet, etwa, wenn abends vor dem Zu-Bett-Gehen noch die Schuhe geputzt werden mussten.¹¹ Es gab Kleidervorschriften – «*Madame* mag keine Jeans» – und Restriktionen über den Ausgang am Abend.

«Symbolische Gewalt» nennt Pierre Bourdieu den Mechanismus, der dieses Verhältnis zwischen «*Madame*»/«*Monsieur*» und den Welschlandgängerinnen stabilisiert: die Akzeptanz von Ungleichheit und Ausbeutung. Die jungen Frauen passen sich den Strukturen symbolischer Macht derart an, dass sie ihre Ausbeutung als natürlich und legitim ansehen. Symbolische Gewalt funktioniert als Mechanismus, dem «es gelingt, Bedeutungen durchzusetzen und sie als legitim durchzusetzen, indem sie die Kräfteverhältnisse verschleiert, die ihrer Kraft zugrunde liegen».¹² Die Wirkung des Symbolischen entfaltet sich im Alltag, und sie tut es auch in unseren Fällen auf verschiedenen Wegen: durch Kleidung (Monsieur war krawattiert, Madame kaufte dem *jeune fille* eine «angemessene» Garderobe), durch akademische Titel («der Chef, der Mann, der ist ein Professor gewesen [...] irgendwo sind alle so ein bisschen studierte Leute gewesen» (C.N.)), durch Sitzplatzordnungen (eine junge Frau erhielt etwa von ihrer Gastmutter den wohlmeinenden Tipp, sie möge, wenn Besuch da sei, in der Küche essen, das gehe schneller).

11 Vgl. Nadai/Hess 1994, 147.

12 Bourdieu/Passeron 1973, 12.

Einige berichteten, die Erlaubnis gehabt zu haben, abends fortzugehen, diesen Freiraum aber kaum ausgeschöpft zu haben. Als sie auf Unternehmungen ausserhalb der Familie angesprochen wird, antwortete eine Interviewpartnerin: «Wenn man frei hatte, [...] dann bin ich in die Schule, also einfach zwei Stunden, einen Nachmittag in die Schule gegangen und, äh, nachher ist man wieder heim, und, ja, [...] ich bin eigentlich nie in den Ausgang.» (E.F.) Andere entwickelten regelrechte diasporische Praktiken, um wenige 100 km von ihrem Heimatort entfernt mit anderen jungen Frauen ihre eigene Sprache und Gewohnheiten wenigstens ab und zu pflegen und sich über die Situation austauschen zu können. Insgesamt lassen die Quellen auf ein hohes Mass an individuell erlebtem Leid und Kummer schliessen. Ein Bewusstsein für strukturelle Verwundbarkeitslagen konnte dagegen unter den Bedingungen wenig regulierter Arbeitszeiten und zahlreicher (Selbst-) Beschränkungen wohl kaum entstehen, ebenso wenig wie kollektive Formen des Aufbegehrens.

Vor allem aber verinnerlichten die Welschlandgängerinnen die Erwartungen von Herkunftsfamilie und Gastfamilie: Aufgeben war keine Option. «Durchbeissen» heisst das Stichwort. «Ich muss mich manchmal fast wundern», gab eine Interviewpartnerin zu Protokoll, «dass ich das Jahr geblieben bin, weil, ich habe also wirklich immer rote Augen gehabt». (E.F.) Eine andere Interviewpartnerin erinnerte vermeintlich die Worte ihrer Mutter beim Abschied Ostern 1946: «Gib Dir Mühe, mach die Sache und wenn's Dir nicht gefällt, kommst Du heim.» Dann feixte sie: «Das hat sie natürlich nicht gesagt! Sondern: ‹Bissisch döre! Das ist ein Lehrjahr für Dich und das wirst Du's ganze Leben haben!›» (H.R.).

3. Die Kritik am Welschlandjahr und die Ethnisierung der Care-Arbeit

«Le Welschlandjahr se meurt»¹³ lautete eine Schlagzeile in der Illustrierten *L'Hebdo* Anfang der 1990er-Jahre. Der Artikel registriert viele Formen des Missbrauchs, etwa Arbeitszeiten von bis zu 50 Stunden in der Woche. Für

¹³ L'Hebdo, 31.01.1991.

viele beschränkte sich der hochgelobte Kulturkontakt mit der Westschweiz lediglich auf das Kinderhüten und den Kontakt mit der Madame. Bereits seit Beginn der 1980er-Jahre skandalisierten etwa *Das Schweizer Frauenblatt*, *An-nabelle*, Broschüren der Berufsberatung und auch Tageszeitungen das herkömmliche Welschlandjahr als Einfallstor für die Ausbeutung junger Schweizerinnen.¹⁴ Erste sozialwissenschaftliche Untersuchungen zogen eine kritische Bilanz¹⁵ und beriefen sich dabei auch auf feministische Literatur zum Thema der Entlohnung von Hausarbeit.¹⁶ Radiosendungen und Filme wurden präsentiert und diskutiert. Am bekanntesten ist wohl der Film «Dienstjahre sind keine Herrenjahre», eine Produktion des landeskirchlichen Jugendwerks von 1980, die auch in Kreisen der neuen Frauenbewegung erörtert wurde.¹⁷ Kein Zweifel, das Welschlandjahr hatte seine Popularität eingebüsst.

Diese Veränderungen in der Sichtweise geschahen nicht von ungefähr. 1971 wurden die Schweizerinnen zu Staatsbürgerinnen *à part entière* und erhielten damit politische Handlungsspielräume. Zudem formierte sich zusätzlich zu den Frauenstimmrechtsorganisationen die neue Frauenbewegung. Sie prangerte vielfältige Formen der Ausbeutung von Frauen an. Aufgeworfen wurden Fragen zur Verteilung häuslicher Aufgaben zwischen Männern und Frauen, zu überkommenen Rollenzuweisungen, die den Platz von Frauen nach wie vor in der Familie und im Haus bestimmten, und zur Entlohnung von Hausarbeit. Alle diese Aspekte, die sich im Welschlandjahr verdichteten, wurden in einer Karikatur aufgegriffen, die 1984 in einer Broschüre erschien.

Angesichts besserer Ausbildungs- und Berufschancen war der Welschlandaufenthalt seit Beginn der 1980er-Jahre für immer weniger junge Frauen in der Schweiz attraktiv. Damit verschwand die Nachfrage nach Haushalts-, Pflege- und Betreuungsarbeit aber nicht. Die Erwerbstätigkeit von Frauen nahm zu, während sozialstaatliche Leistungen stagnierten, die Versorgungs-

14 Der Bestand des Landeskirchlichen Jugendwerks im Schweizerischen Sozialarchiv (Ar 201.84) enthält eine breite Materialsammlung, die diese These zulässt.

15 Z. B. Fröhlich 1980; Baud/Goehner/Guye 1983.

16 U. a. Power of Women collective London/Lotta Feminista 1974; Arondo 1975; Le théâtre des cuisines 1976; Alzon 1977; Oakley 1978; Illich 1981. Dazu auch: Vogel 2014; Isler 2019, 15 f.; Isler 2019.

17 Emanzipation 1981, 25.



Abbildung 2: Karikatur aus: Baud/Goehner/Guye 1984, 76.

engpässe bei der Betreuung von abhängigen Familienmitgliedern auffangen konnten. Der Bedarf an Personen, an die Betreuung und Pflege in ihrer emotionalen und praktischen Dimension delegiert werden konnte – was wir heute *care* nennen –, musste anders gedeckt werden.

Damit veränderte sich die Organisation von Care. Etwa zu dem Zeitpunkt, als das Welschlandjahr ausgedient hatte, entstanden neue Formen der Care-Arbeit, in Folge derer Care zur Ware auf einem von Angebot, Nachfrage und Gewinnschöpfung geprägten Markt wurde. Betreuung, Pflege und Hausarbeit wurden in einem neuen Ausmass zu bezahlten – und man muss sagen: *schlecht* bezahlten – häuslichen Diensten. Ermöglicht wurde die schlechte Bezahlung durch eine ethnische Unterschichtung der Care-Arbeit.

Es handelt sich um ein globales Phänomen. Jennifer Klein und Eileen Boris haben für die Vereinigten Staaten untersucht, wie die Prinzipien des New Public Management, die in der Reagan-Ära implementiert wurden, «home-care» zu einem «low-wage job for women of colour» gemacht haben.¹⁸ Der Bedarf an Kräften für personenbezogene Dienste wird heute auch in Europa durch Migrantinnen und mithilfe eines Migrationsregimes gedeckt, das laut Tove Soiland «laufend illegalisierte Menschen hervorbringt, die gezwungen sind, in solch deregulierten Verhältnissen zu arbeiten».¹⁹ Damit etablierte sich ein neues globales System der Umverteilung und der Ungleichheit. Nach Schätzungen der Caritas waren im Jahr 2013 in der Schweiz rund 30'000 Care-Migrantinnen beschäftigt.²⁰ Untersuchungen gehen davon aus, dass die Zahl der Haushaltshilfen am Anfang des 21. Jahrhunderts auf europäischem Niveau wieder die Dimensionen der Wende zum 20. Jahrhundert erreicht habe.²¹ Wenig Freizeit, entgrenzte Arbeitszeiten, niedrige Löhne und ein geringer Grad sozialer Sicherung kennzeichnen diese Beschäftigungsverhältnisse.

18 Klein/Boris 2012, 211.

19 Soiland 2008.

20 Caritas Schweiz 2013, 3.

21 Schulte 2011, 162.

4. Für eine historische Kritik des Sorgens und Dienens

Care-Migration ist in aller Munde, der weltumspannende Charakter des Phänomens erkannt und Regulierung eingeleitet. Am 12. November 2014 hat die Schweiz die Konvention 189 der International Labor Organisation unterzeichnet, das *Übereinkommen über menschenwürdige Arbeit für Hausangestellte*. Dabei werden «bescheidene, aber global gültige Mindestnormen» für häusliche Dienste festgelegt.²² Die Schweiz berücksichtigt damit eine gesteigerte Sensibilität für die Bedeutung der Rechte von Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern als Menschenrechte. Zugleich reagiert sie auf die sprunghafte Zunahme von prekären Arbeitsverhältnissen auf dem Sektor der Haus- und Betreuungsarbeit. Davon betroffen sind in allererster Linie Frauen.

Die hier skizzierte historische Kritik aktueller Konstellationen des Sorgens und Dienens ist nicht darauf angelegt, die Situation von Care-Migrantinnen (insbesondere von denen ohne legalen Aufenthaltsstatus) mit dem zeitlich begrenzten Welschlandaufenthalt gleichzusetzen. Auch wenn es sich bis zur Einführung des Frauenstimmrechts 1971 nur um eine Staatsangehörigkeit zweiter Klasse handelte, hatten Welschlandgängerinnen durch ihre Nationalität einen Rechtsstatus. Sie waren zudem, was die Pflege ihrer familialen und sozialen Netzwerke angeht, nicht vor ähnliche Herausforderungen gestellt wie Care-Migrantinnen in einer globalisierten Care-Ökonomie. Und schliesslich war der Aufenthalt von Welschlandgängerinnen von vornherein zeitlich begrenzt.

Das Welschlandjahr bietet hingegen ein ertragreiches Forschungsfeld, um objektive Bedingungen und subjektive Erfahrungen im Kontext von weiblicher Pflege- und Sorgemigration zu beleuchten, also soziale Positionierungen, die, neben Ethnizität, auch den gegenwärtigen Umgang mit Care-Migration prägen. In beiden Fällen handelt es sich um Formen der Intersektionalität und der strukturellen Ungleichheit entlang von Geschlecht, Herkunft und Klasse. In beiden Fällen resultieren Verwundbarkeit und Isolation aus materieller Abhängigkeit und Diskontinuitäten in sozio-familialen Bindungen. In beiden Situationen verschränken sich eindringliche emotionale

22 Schilliger 2013, 15.

Bindungen mit einer Dienstleistung, die Gefahr läuft, als «Arbeit aus Liebe» unsichtbar und schlecht bezahlt zu bleiben.

Der Forschungsgegenstand Welschlandjahr bietet auch jenseits der sozialwissenschaftlich informierten Rekonstruktion historischer Verwundbarkeitslagen viele Ansatzpunkte, beispielsweise für die Untersuchung geschlechtsspezifischer Sozialisationsmuster («learning to care») und von Formen der diskursiven und performativen Herstellung von Geschlecht durch die Festlegung auf «spezifisch weibliche» Charakterzüge (z. B. Sparsamkeit und Zurücknahme eigener Bedürfnisse). Ein biografisch-lebensgeschichtlicher Ansatz vermag es, weibliche Lebensentwürfe und Lebensläufe am Schnittpunkt von Care, Migration und Geschlecht zu untersuchen. Gefragt werden kann dabei auch nach Mechanismen, die im Spiel sind, wenn Unterlegene in Beziehungen, die durch Macht und Abhängigkeit konstituiert werden, davon absehen, sich zu wehren. Insgesamt bietet sich hier eine Gelegenheit, aktuelle, häufig sozial- und politikwissenschaftliche Diskussionen zeitgenössischer Formen der Care-Migration für eine Geschichte des Dienens und Sorgens anschlussfähig zu machen und dabei ebenfalls die Dimensionen von *gender* und räumlicher Mobilität zu bedenken.²³ Wie Regina Schulte bemerkt hat, handelt es sich bei den häuslichen Diensten um Beziehungen, die «durch eine Vielzahl von Bedeutungen, sozialen Zusammenhängen, normativen Strukturen, Narrativen und politischen Machtfeldern» konstituiert werden.²⁴

Schliesslich eröffnet das Thema auch einen anderen Blick auf die Geschichte und Gegenwart des Feminismus, seine Aporien und Paradoxien, und seinen stetigen Wandel. Deutlich wird etwa, dass die berufliche Emanzipation der Mittelschichtsfrauen im globalen Norden die Beschäftigung rechtlich schlecht abgesicherter und unterbezahlter Frauen aus dem globalen Süden – oder Osten – voraussetzt. Und dass mit Unterwürfigkeit und der Rückstellung eigener Bedürfnisse genau diejenigen Tugenden bei den Be-

23 Zur Untersuchung von weiblicher Sorgearbeit im Zeichen von Migration vgl. mit Schweiz-Bezug die Pionierarbeit von Bochsler/Gisiger 1989. Basierend auf Oral History: Althaus 2017. Allgemein für die Schweiz: Isler 2019; europäische und vergleichende Perspektiven: Fauve-Chamoux 1998, Delap 2011, Sarti 2014.

24 Schulte 2011, 156.

schäftigten nachgefragt werden, die man in der aufgeklärten Leistungsgesellschaft seinen eigenen Töchtern nicht mehr vermitteln möchte. Das feministische Heilsversprechen der Emanzipation durch Bildung und Erwerbsarbeit wird fragwürdig; alte Gewissheiten werden erschüttert. Reflexivität ist gefragt. Geschadet hat das noch nie.

Interviews

- C.N. = Kristina Schulz, Interview, 22.09.2013.
 E.F. = OH-Projekt von Nina Banzer, Isabell Furrer, Magda Kaspar, Leonie Schmid, Interview, 14.11.2013.
 H.R. = OH-Projekt von Béatrice Beyeler, Viviane Weber, Christina Renggli, Interview, 12.11.2013.
 K.L. = OH-Projekt von Corina Futter, Solveig Grimm, Lucas Säuberli, Interview, 08.11.2013.

Literaturverzeichnis

- «Le Welschlandjahr se meurt», in: L'Hebdo, 31.1.1991.
 Althaus, Andrea: Vom Glück in der Schweiz? Weibliche Arbeitsmigration aus Deutschland und Österreich (1920–1965), Frankfurt a. M. 2017.
 Alzon, Claude: La femme potiche et la femme boniche, Paris 1977.
 Apel, Linde/Orth, Karin (Hgg.): Oral History in der akademischen Lehre: Einführung in den Schwerpunkt (BIOS: Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalyse 31/1), Leverkusen 2018.
 Armitage, Sue: «The Stages of Women's Oral History», in: Ritchie, Donald A. (Hg.): The Oxford Handbook of Oral History, Oxford 2011, 169–185.
 Arondo, Maria: Moi, la bonne, Paris 1975.
 Baud, Oliver/Goehner, Anne/Guye, Françoise: «Elles sont bien bonnes ... nos <Trudis>!» Étude de la situation des aides de ménage à Genève, Institut d'études sociales Genève 1983.
 Baud, Oliver/Goehner, Anne/Guye, Françoise: Les jeunes filles suisses-allemandes: «Elles sont bien bonnes, nos <Trudis>!», in: Annales du centre de recherche sociale 17, Genève 1984.
 Bochsler, Regula/Gisiger, Sabine: Dienen in der Fremde: Dienstmädchen und ihre Herrschaften in der Schweiz des 20. Jahrhunderts, Zürich 1989.
 Bock, Gisela/Duden, Barbara: «Arbeit aus Liebe – Liebe als Arbeit: Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus», in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.): Frauen und Wissenschaft: Beiträge zur Berliner Sommeruniversität, Berlin 1977, 118–199.

- Bos, Marguerite/Vincenz, Bettina/Wirtz, Tanja (Hgg.): Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte (Beiträge zur 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung 2002), Zürich 2004.
- Bourdieu, Pierre/Passeron, Jean Claude: Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt, Frankfurt a. M. 1973.
- Caritas Schweiz: Care-Migration braucht faire Rahmenbedingungen: Die Positionierung der Caritas zum Verhältnis von Pendelmigration und Altenbetreuung in der Schweiz (Caritas-Positionspapier), April 2013.
- Castel, Robert: «De l'indigence à l'exclusion, la désaffiliation: Précarité du travail et vulnérabilité relationnelle», in: Donzelot, Jacques (Hg.): Face à l'exclusion: Le modèle français, Paris 1991, 137–168.
- Castel, Robert: Die Metamorphosen der sozialen Frage: Eine Chronik der Lohnarbeit, Konstanz 2000.
- Delap, Lucy: Knowing their Place: Domestic Service in Twentieth-Century Britain, Oxford 2011.
- Emanzipation 7/1, 1981, 25.
- Fauve-Chamoux, Antoinette: «Servants in Preindustrial Europe: Gender Differences», in: Historical Social Research – Historische Sozialforschung 23/1–2, 1998, 112–129.
- Fröhlich, Elisabeth: Les Schönfilles: Berichte zum Welschlandjahr, Basel 1980.
- Gyr, Ueli: Lektion fürs Leben: Welschlandaufenthalte als traditionelle Bildungs-, Erziehungs- und Übergangsmuster, Zürich 1987.
- Gyr, Ueli: Welschlandaufenthalte als Übergangs- und Kontaktmuster, in: Handbuch der schweizerischen Volkskultur, Bd. 1, Zürich 1992, 119–128.
- Hausen, Karin: «Die Polarisierung der <Geschlechtscharaktere>: Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben», in: Conze, Werner (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas, Stuttgart 1976, 363–393.
- Hess, Beatrice/Nadai, Eva/Stucki, Brigitte: Tochter auf Zeit: Das Welschlandjahr heute, Zürich 1990.
- Hess, Beatrice/Nadai, Eva: «Die sanfte Macht von Madame: Kontrolle und Unterordnung in einem Arbeitsverhältnis zwischen Frauen», in: Spuler, Gregor (Hg.): Vielstimmiges Gedächtnis: Beiträge zur Oral History, Zürich 1994, 141–154.
- Hess, Beatrice/Nadai, Eva: Bausteine einer Frauenkarriere: Das Welschlandjahr als Vorbereitung für Familie und Beruf, Zürich 1992.
- Hinzelmann, Elsa: Gabys Welschlandjahr, Zürich 1956.
- Hochschild, Arlie Russel: «Global Care Chains and Emotional Surplus Value», in: Hutton, Will/Giddens, Anthony (Hgg.): On The Edge: Living with Global Capitalism, London 2001, 130–146.
- Illich, Ivan: Le travail fantôme, Paris/St. Amant 1981.

- Isler, Simona: «Lohn für Hausarbeit: Befreiungsperspektiven der Frauenbewegung in den 1970er Jahren», in: Bernet, Brigitta/Tanner, Jakob (Hgg.): *Ausser Betrieb: Metamorphosen der Arbeit in der Schweiz*, Zürich 2015, 216–238.
- Isler, Simona: *Politiken der Arbeit: Perspektiven der Frauenbewegung um 1900*, Basel 2019.
- Klein, Jennifer/Boris, Eileen: *Caring for America: Home Health Workers in the Shadow of the Welfare State*, Oxford 2012.
- Le théâtre des cuisines: *Môman travaille pas, a trop d'ouvrage*, Montréal 1976.
- Maurer, Konrad: *Unser Kind geht ins Welschland: Handbuch für Eltern, Erzieher, Seelsorger*, Zürich 1946.
- Moebius, Stephan/Wetterer, Angelika: «Symbolische Gewalt», in: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 36, 2011, 1–10, verfügbar unter: <https://doi.org/10.1007/s11614-011-0006-2> [23.01.2020].
- Oakley, Anne: *Soziologie der Hausarbeit*, Frankfurt a. M. 1978.
- Power of Women collective London/Lotta Feminista: *Frauen in der Offensive: Lohn für die Hausarbeit oder: Auch Berufstätigkeit macht nicht frei*, München 1974.
- Sarti, Raffaella: «Historians, Social Scientists, Servants, and Domestic Workers: Fifty Years of Research on Domestic and Care Work», in: *International Review of Social History* 59/2, 2014, 279–314.
- Schaeffer, Helen: *Frohes Welschlandjahr! Ein kleiner Ratgeber für unsere Welschlandlustigen Mädchen und ihre Eltern*, Zürich 1954.
- Schilliger, Sarah: «Care Migration: Kampf der Hausarbeiterinnen um transnationale Wohlfahrt und Rechte», in: *Widerspruch* 32/62, 2013, 51–59.
- Schrag, Arnold: *Unsere Töchter im Welschland: Ein Ratschlag und ein Programm*, Zürich 1919; «Berufswahl und Welschlandjahr» (Doppelondernummer Berufsberatung und Berufsbildung), in: *Organ des Schweizerischen Verbandes für Berufsberatung und Lehrlingsfürsorge* 20/1&2, 1935.
- Schulte, Regina: ««Who the hell does she think she is?» Häusliche Dienste: Herrschaft, Arbeit und Geschlecht», in: Ecker, Gisela/Lillge, Claudia (Hgg.): *Kulturen der Arbeit*, München 2011, 155–167.
- Schultheis, Franz: «Symbolische Gewalt: Zur Genese eines Schlüsselkonzepts der bourdieuschen Soziologie», in: Schmidt, Robert/Woltersdorff, Volker (Hgg.): *Symbolische Gewalt: Herrschaftsanalyse nach Pierre Bourdieu*, Konstanz 2008, 25–44.
- Soiland, Tove: «Die Verhältnisse gingen und die Kategorien kamen: *Intersectionality* oder Vom Unbehagen an der amerikanischen Theorie», in: *querelles-net* 26, 2008, verfügbar unter: <https://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/694/702> [23.01.2020].
- Vogel, Lise: «Hausarbeitsdebatte», in: Haug, Frigga (Hg.), *Historisch-kritisches Wörterbuch des Feminismus*, Bd. 1, Hamburg 2014, 539–554